

Der Landwirt.

Wochenbeilage zum Wiesbadener General-Anzeiger.

Die Zeitschrift ist nur zusammen mit dem Wiesbadener General-Anzeiger im Abonnement zu beziehen. — Anzeigen aus der Stadt und dem Regierungsbezirk Wiesbaden die Petitzeile 15 Pfg., die Reklamezeile 60 Pfg.; alle anderen Anzeigen 20 Pfg., die Reklamezeile 100 Pfg. Rabatt nach ausliegendem Tarif.

Nr. 2.

Wiesbaden, 3. Juni

1908.

Was die Milch den Landwirt kostet.

Bei der Frühjahrsversammlung des 13. Landwirtschaftlichen Bezirksvereins in Bad Weilbach hielt Landwirtschafts-Inspektor Dr. Horny-Wiesbaden einen Vortrag über den obigen Gegenstand, der weitere Kreise interessieren dürfte.

Die Notwendigkeit, sich die Produktionskosten für Milch wieder einmal klar zu machen, habe sich in letzter Zeit insbesondere deshalb aufs neue ergeben, weil der Landwirt beobachten müsse, daß die Produktionskosten der Milch immer höher würden. Die wesentlichsten Ursachen hierfür seien: 1.) die Verteuerung der Kraftfuttermittel, 2.) die Verschlechterung der Arbeitsverhältnisse und zwar in erster Linie die erschwerte Beschaffung geeigneten Stallpersonals, 3.) die enorm gestiegenen Preise für frischmelkende Kühe.

Die Frage: „Wie hoch stellen sich die Produktionskosten für 1 Liter Milch?“ könne allgemein nicht beantwortet, sondern nur für den einzelnen Landwirtschaftsbetrieb gelöst werden, da in jedem einzelnen Betriebe sich erhebliche Verschiedenheiten bezüglich der einzelnen Produktionsfaktoren zeigten. Er, der Redner, habe in zwei Landwirtschaftsbetrieben eines Ortes in der Nähe von Wiesbaden genaue Feststellungen über die Produktionskosten für Milch gemacht, und zwar handele es sich in beiden Fällen um Abmelkwirtschaften. Der eine der in Frage kommenden Besitzer halte 14, der andere 30 Milchkühe. Der erste Besitzer stelle frischmelkende Kühe im Durchschnittspreis von 560 M., der letztere Kühe im Durchschnittspreis von 680 M. ein.

Die genaue Berechnung der Produktionskosten, die sich aus 13 verschiedenen Posten zusammensetzen (nämlich: Verzinsung des Anlagekapitals, Versicherung des Tieres bezw. Verlustanteils, Anteil an der Gebäude-Verzinsung, Reparatur u. Versicherung, Anteil an der Amortisation der Stall- und Milchgeräte, Anteil an der Stallbeleuchtung, Tierarzt- und Arzneikosten, Verwaltung und Aufsicht, Anteil am Inngemein-Konto, Anteil am Lohn des Schweizers, Fütterung, Streustroh, Verlust beim Verkauf der abgemolkenen Kuh), haben ergeben, daß dem Besitzer von 14 Kühen die Produktion eines Liters Milch 15,17 Pfennig, dem Besitzer von 30 Kühen die Produktion des Liters Milch 15,25 M. koste.

Beim Kleinverkauf seien nun noch folgende Punkte zu beachten:

1. Wird die Milch nicht regelmäßig verkauft, sondern es kommt ein Teil sauer, ein Teil minderwertig an den Produzenten zurück,
2. geht ein gewisses Quantum Milch als Gutmaß verloren,
3. wird ein Teil der Milch ausgegossen oder umgeworfen u.
4. sind Verluste durch zahlungsunfähige Kunden unvermeidlich.

Die bisher aufgestellten Berechnungen hätten gelehrt, daß für dies alles ein Durchschnittsverlust von 0,5 M. pro Liter gerechnet werden müsse. Hierzu komme der Transport in die Stadt, der im Durchschnitt mit 1 M. pro Liter berechnet werden müsse und schließlich verursache das Ausfahren und Austragen der Milch in der Stadt Kosten, die man auf Grund zahlreicher Berechnungen auf mindestens 2 M. pro Liter veranschlagen müsse. Danach würde den beiden vorhergenannten Landwirten der in das Haus des Konsumenten gelieferte Liter Milch auf rund 18½ bzw. 18¼ M. zu stehen kommen.

In der sehr lebhaften Aussprache, die sich an den Vortrag anschloß, wurde auf die einzelnen Produktionsfaktoren genauer eingegangen.

Die weiteren Redner äußerten sich übereinstimmend dahin, daß angesichts solcher aus der Praxis sich ergebender, ein-

wandsfreier Kostenberechnungen die Landwirte alles aufbieten müßten, um die Einnahmen für Milch mit den notwendigen Aufwendungen für Kraftfuttermittel und frischmelkendes Vieh in Einklang zu bringen. Im besonderen sei durch eine rationelle Fütterung und durch eine richtig eingeleitete Nachzucht eine Verbilligung der Produktionskosten dringend geboten.

Die vorgeführten Berechnungen als auch die aus der Versammlung heraus gemachten Mitteilungen über die Produktionskosten der Milch müssen für jeden Unbefangenen die Tatsache ergeben, daß der heutige Preis von 22 M. für 1 Liter guter Konsummilch mit Rücksicht auf die hohen Produktionskosten als sehr gemessen zu bezeichnen ist und daß Klagen der Konsumenten über den derzeitigen Milchpreis nicht am Platze sind.

Ueber Heubereitung.

Von besonderer Wichtigkeit des Grus ist der Zustand, in welchem die Futterpflanzen gemäht werden. Der günstigste Zeitpunkt zur Ernte der Futtergewächse ist die Zeit der beginnenden Blüte, denn alle Pflanzen, sowohl die angesäten Grünfütterpflanzen, als auch die Wiesengräser stehen um diese Zeit auf der Höhe ihrer Entwicklung, besitzen also die größte Masse leicht verdaulicher organischer Substanz. Je jünger die Pflanzen sind, desto reicher sind ihre Stengel an Eiweißstoffen und Zucker, desto nahrhafter sind sie demnach; bei der nahenden Reife wandern diese genannten Stoffe in die Früchte, die Stengel werden also nährstoffärmer, dazu noch holziger und schwerer verdaulich. Da aber der Landwirt auch ein genügendes Quantum an Futterpflanzen ernten will, so möge er, wie oben schon angegeben, beim Eintritt der Pflanzen in die Blüte.

Die Aberntung des Klee und der Kleeartigen Futterpflanzen bedarf besonderer Vorsicht, um ein Abfallen der Blätter, also der wertvollsten Teile, zu verhüten. Namentlich bei ungünstiger Witterung, bei der ein störendes Wenden des Klee notwendig ist, erleidet derselbe eine große Einbuße an den wertvollen Blättern; auch laugt der Regen einen großen Teil leichtlöslicher Stoffe aus. Wenn die abgemähten Pflanzen infolge mangelnder Trockenheit längere Zeit vollsaftig und grün liegen bleiben, so geht zunächst nur der Atmungsprozeß in den noch lebenden Zellen weiter, wobei allerdings organische Substanz verbraucht wird; die Verluste sind aber nicht so groß, wie wenn halb trockenes Heu wiederholt von Niederschlägen betroffen wird.

Sehr zweckmäßig ist es aus den angegebenen Gründen, namentlich Klee und die Kleeartigen Futterpflanzen auf Heinen, Reitern oder Pyramiden zu trocknen. Das Aufspaden auf die Holzgestelle muß sorgfältig vorgenommen werden und geschieht, wenn die Futterpflanzen abgewelkt sind. Auf den Reitern bleibt das Futter unangerührt bis zum Einfahren liegen, was je nach der Witterung in 8–14 Tagen geschehen kann. Viele Versuche mit den verschiedensten natürlichen Trockenmethoden haben ergeben, daß für die landwirtschaftliche Praxis die Trockenmethode mit Reitern die vollkommenste ist, selbstverständlich geht es auch hier nicht ganz ohne Verluste ab.

Angeichts des zurzeit in vielen Gegenden herrschenden Regenvetters ist den Landwirten dringend zu empfehlen, in ausgedehnterem Maße als bisher Kleereiter oder Kleeböde, Heinen usw. zur Heubereitung zu verwenden. Wn.

Zur Unkrautbekämpfung.

Wenn man zur gegenwärtigen Zeit über die Felder geht, so sieht man da und dort viele Arten von Unkraut-

pflanzen. Der Schaden, den die Unkräuter verursachen, ist meist sehr groß, da sie den angebauten Gewächsen die Düngstoffe wegnehmen, die der Landwirt mit Mühe und Geldaufwand auf den Acker gebracht hat; sie entziehen den Kulturpflanzen die Feuchtigkeit, sowie Luft und Licht und beengen diesen den Standraum, oft entwickeln sich die Unkräuter so üppig, daß sie die Kulturpflanzen ganz unterdrücken, jedenfalls wird stets von einem verunkrauteten Acker nur eine geringe Ernte gewonnen werden. Der Landwirt kennt wohl den Schaden der Unkräuter, er schilt darauf, auch sucht er sie hier und da zu vernichten, aber von einem zielbewußten Kampf gegen dieselben ist in vielen landwirtschaftlichen Betrieben nicht viel zu spüren. Die Unkrautvertilgung auf den Aedern wird oft geradezu unmöglich gemacht, wenn man die auf den unbebauten Grundstücken, an den Weg- und Grabenrändern, an Feldrainen nicht heizzeiten unschädlich macht. Vorbeugen ist auch bei der Unkrautbekämpfung immer leichter als heilen, deshalb muß in erster Linie verhütet werden, daß neue Unkräuter auf den Acker kommen.

Der Gefahr der Verunkrautung, die uns von den mit Unkräutern besetzten Feldrainen, Wegerändern, Grabenrändern usw. droht, beugen wir am besten dadurch, daß wir die Flächen zwei- oder dreimal während des Sommers, jedesmal ehe die Unkrautsamen ansetzen können, abmähen.

Die an den Rainen wild wachsenden Gräser tragen auch häufig zur Verbreitung von Pilzkrankheiten bei, so wird namentlich der Brand und Rost hierdurch vielfach verbreitet, es ist also ein Abmähen dieser Pflanzen heizzeiten dringend zu empfehlen.

Das Eierfressen der Hühner.

Der Mittel gegen das Eierfressen gibt es viele, nach meinen Erfahrungen jedoch keines, welches unbedingten Erfolg garantiert. Das beste ist und bleibt, die Hühner möglichst von der so schwer wieder zu beseitigenden Untugend zu bewahren, und dieses geschieht dadurch, daß man eine sorgfältige Ueberwachung während des Legens eintreten läßt, daß man insbesondere die Eier gleich aufammelt und vermeidet, Eierchalen in größeren Stücken, welche noch die Form des Eies erkennen lassen, zu füttern. Um zu verhüten, daß die frischgelegten Eier angegriffen werden, wendet man vielfach Porzellan- oder Holzleier an, welchen man die Gestalt und Farbe der wirklichen gibt und sie sodann an denjenigen Stellen des Stalles niederlegt, welche vorzugsweise von den legenden Hennen besucht werden. Dieses Mittel pflegt so lange zu halten, als die Hühner noch keine Eier gefressen haben. Ist das letztere der Fall, so wird man meistens auf Erfolg nicht rechnen dürfen; das falsche Ei wird nicht beachtet, das frischgelegte sofort erkannt und zerstört. Von gutem Erfolge, wenngleich nicht auf die Dauer, sind abschreckende Mittel, welche auf Täuschungen gerichtet sind. Man entleere ein Hühnerlei, fülle es mit scharfen oder übertriebenden Stoffen, wie Teer, Pfeffer usw., verstopfe die Oeffnungen wieder sorgfältig durch Papierstreifen und stelle das Ei sodann den Hühnern zur Verfügung. Auch hartgekochte, feste Eier werden empfohlen, jedoch können solche auch schädlich wirken, indem sie leicht Entzündung resp. Verbrennung der Kropfhaut mit sich bringen.

Empfehlenswerter dürfte sein, es den legenden und nichtlegenden Hühnern unmöglich zu machen, zu ihren oder zu fremden Eiern zu gelangen. Dies verhindert man durch Gefasteten, deren obere Sitzfläche aus zwei nach dem Boden zu geneigten Bretchen besteht, welche in der Mitte nicht zusammenstehen, sondern einen Spalt, groß genug, damit ein Ei durchfallen kann, offen lassen. Die Eier müssen natürlich auf eine weiche Unterlage fallen und können durch ein Seitentürchen wieder herausgenommen werden. Auch das Verdunkeln des Legeraumes wäre zu versuchen, denn die Hühner verlassen ein recht dunkles Nest sofort nach dem Legen, ohne sich nach den Eiern darin umzusehen. Das einfachste und sicherste Mittel gegen die Unart ist aber immer, man schlachtet den Uebeltäter, bevor sein schlechtes Beispiel die übrigen Hühner angesteckt hat.

Nicht unerwähnt wollen wir lassen, daß man bei Hühnern, die gehörig gepflegt und gefüttert werden, selten diese Untugend findet. Man gebe den Hühnern abwechselnd alle möglichen Körnerarten, wie Mais, Weizen, Gerste, Hafer, Buchweizen, Bruchreis usw., sowie Küchenabfälle, vor allem Kalkschutt und Grünzeug als Futter, Sorge für einen der Anzahl der Hühner nach entsprechenden Laufräum, der täglich eine Stunde den Sonnenstrahlen zugänglich ist und unbedingt in einer Erde durch ein regensicheres Dach geschütztes Sand- oder Aschenbad enthält, um den Hühnern Gelegenheit zur Befreiung von Ungeziefer zu

geben, und befreie den Stall regelmäßig von den Auswurfstoffen, Federn usw. der Hühner, streue danach auf den Bodenbelag frischen, reinen, trockenen Sand und lünche die Wände mindestens jährlich einmal mit Kalk, so werden einem eierfressenden Hühner unbekannte Dinge bleiben.

H. T. Heen.

Fruchttträger.

D. R. G. M.

Erdbeeren, Gurken und ähnliche dicht am Boden wachsende Früchte müssen bekanntlich, um sie vor Fäulnis, Schnecken und vor Beschmutzen zu schützen, unmittelbar vom Erdboden entfernt gehalten werden. Träger für solche Früchte gibt es eine ganze Menge, viele werden von ihnen benutzt, viele fristen nach dem ersten Durchprobieren ein kümmerliches Dasein in irgend einem Schuppen. Neues an einem Fruchttträger zu schaffen, ist deshalb nicht leicht. Der von einem Herrn Richard Lauch erfundene und im Bilde vorgesehrt hat nun aber doch manche Eigen-



schaften, die ihn wertvoll machen. Er besteht aus einem Drahtfuß mit einer Drahtscheibe, auf der die Früchte nicht allein sicher ruhen, sondern auch lustig lagern und vor Fäulnis und Ungeziefer geschützt werden. Durch den neuen Fruchttträger erfüllt sich die Benutzung von Holzwohle, Stäbchen, Bindfaden und Steinen, er ist ganz wesentlich praktischer als alle bisher bekannte, stets wieder verwendbar und sehr bequem beim Gebrauch. Das Schutzrecht auf diesen kleinen praktischen Gegenstand ist durch die Verwertungsabteilung des Patentamtsbureau Sach, Leipzig, veräußert oder die Erlaubnis zur Herstellung zu vergeben. Dort wird gern jede gewünschte Auskunft darüber gegeben.

Von Nah und Fern.

Aus dem Rheingau, 1. Juni. Bei all dem vielen Regen und Gewittern hielt sich die Temperatur immer normal, und die Nächte waren zumeist milb. So blieb der Weinstock im stetigen Wachsen, und das junge Laubwerk hat ein gesundes Aussehen erhalten. Die Entwicklung unserer Reben ist jedoch gegen normale Jahre noch etwas zurück, aber immer schon etwas was weiter als im vorigen Jahr. Der Ansaß ist nicht gerade reichlich, aber die Gescheine sind gesund und gut entwickelt. Die Peronosporagefahr ist jetzt herangereitet, und man war bereits zum Spritzen gerichtet, doch verhinderte dies der anhaltende Regen, wie überhaupt alle Arbeiten in Rückstand gekommen sind. Der Rebenstecher wurde fleißig gesammelt. Die Heuwurm-motten sind weniger zahlreich; es fehlt leider an Zeit und Kräften, um auch diese wirksam bekämpfen zu können. Die Bersteigerungen nehmen nach dem W. u. W. einen flotten Verlauf, ein Zeichen, daß große Qualitätsweine immer noch begehrt sind.

Aus Nassau, 1. Juni. Wie sich die Zeiten ändern! Ein Kanzleibefehl vom 23. Mai 1637, herausgegeben von der Sadamarer Regierung, bezieht die Abschaffung der Ziegen. Dieser Befehl, der die „Ruh des kleinen Mannes“ abschaffen sollte, lautete: „Demnach, daß Geissen-Biehe den Weyden schädlich, vndt daß jungb Gewächs von Bäumen vndt sonst abbeissen, daher sonderlich dieses Orths dergleichen Biehe Zucht verbotten gewesen, destoweniger aber weil etliche diesem zuwider der Geissen vffziehen vndt halten thun, als solle der Schultheiß allhier auf gnedigen Befehl des hochwohlgebornen Grafen vndt Herre Ludwig, der sämtlichen Bürgererschaft öffentlich vortragen, daß dergleichen Geissen Biehe abzuschaffen ist vndt niemant deren halten soll mit Verwahrung das einer oder andere dem also ungehorsamblich nachkommen würdten in vnnachlässige harte Straff soll verfallen seyn.“ Während also die Ziegenhaltung damals bei Strafe verboten wurde, ist man jetzt ernstlich und auch erfolgreich bemüht, der Ziegenzucht eine immer größere Verbreitung zu geben. Dem Landrat Büchting in Limburg

gehört in erster Linie das Verdienst, die Ziegenzucht im Regierungsbezirk Wiesbaden kräftig gefördert zu haben, er hat auch die nassauischen Ziegenzuchtvereine zu einem Verband vereinigt. Unverständlicherweise finden die Bestrebungen des Verbandes sowohl bei der Staatsbehörde als beim Bezirksverband vorerst nicht die nötige Unterstützung, denn hier wie dort wurden die erbetenen Beihilfen von je 2000 M. abgelehnt. Die Zahl der Ziegen im Regierungsbezirk Wiesbaden beträgt nach der Viehzählung vom 2. Dezember 1907 67,589 Stück gegen 66,900 Stück in 1904. Rechnet man den Durchschnittswert einer Ziege nur 20 M., so ergibt der Ziegenbestand im Verbandsgebiet ein Kapital von 1,371,780 M.

Nüdesheim, 2. Juni. Nach dem Vorgange der Landwirtschaftskammer der Rheinprovinz sollen auf Anregung des Landwirtschaftsministers auch in Nüdesheim Lehrkurse über Geflügelzucht für Volksschullehrer abgehalten werden. Die Kurse sollen die Lehrer befähigen, selbst musterhafte Geflügelhaltungen einzurichten und so durch ihr Beispiel fördernd zu wirken und sie zu befähigen, daß sie Belehrungen und Vorträge erteilen können.

Geisenheim, 31. Mai. Die pflanzenpathologische Versuchstation der königlichen Lehranstalt in Geisenheim hat folgende Bekanntmachung erlassen: „Winger bekämpft den Rebstecher! Nachdem der Rebstecher im vergangenen Frühjahr bereits größeren Schaden in den einzelnen Weinbergsanlagen unserer Gemarkung angerichtet hat, ist er heute noch zahlreicher erschienen und ruft infolgedessen an den austreibenden Reben sehr empfindlichen Schaden hervor. Dadurch, daß der Käfer neben den Blättern auch die Triebe benagt, bleiben letztere in ihrer Entwicklung zurück und sterben vielfach vollständig ab. Nach einer hierher gelangten Mitteilung des Hiesigen A. Kremer soll der Schaden in den Lagen Tal, Speierbaum und Schorchen besonders stark sein. Es kann deshalb den Wingern nur empfohlen werden, die an ihren Reben vorhandenen Käfer so bald und so sorgfältig wie nur möglich abzusuchen und zu vernichten. Dasselbe hat mit den später erscheinenden Wideln des Schädlings, in denen seine Eier enthalten sind, zu geschehen.“

Aus Rheinhessen, 2. Juni. In Heidesheim und in mehreren Weinbergen am Rabentopf wurde *Peronospora* festgestellt, ebenso in den Gemarkungen Wadernheim und Nieder-Ingelheim.

Darmstadt, 31. Mai. Die Landwirtschaftskammer für das Großherzogtum Hessen veranstaltet Anfang Juli eine landwirtschaftliche Studienreise auf die Dauer von acht Tagen nach den Niederlanden. Es wird hierbei Gelegenheit geben, die hochstehende Viehzucht und Viehmärkte in der holländischen Provinz Friesland, den Ackerbau in der Provinz Groningen, den Gemüse- und Obstbau, Gärtnereibetrieb in Nordholland und in Westfalen zu besichtigen. Anmeldungen praktischer Landwirte, welche sich an der Studienreise zu beteiligen gedenken, sind an die Landwirtschaftskammer Darmstadt, Rheinstraße 34, 1. Stock, zu richten.

Nadensheim, 1. Juni. Vergiftung durch Oleander. Daß der Oleander in seinen Blättern und Blüten ein starkes Gift enthält, das mähle zu ihrem empfindlichen Schaden dieser Tage eine hiesige Einwohnerin erfahren. Während ihrer Abwesenheit gerieten ihre Gänse an einen Oleanderbaum und labten sich an den frischen Blättern. Doch nicht lange dauerte es, so taumelten die Tiere alle wie betrunken im Hof herum und nach einigen Stunden lagen sechs tot am Boden.

Neustadt a. d. S., 1. Juni. Die *Peronospora* ist da! Die hiesige Kgl. Wein- und Obstbaumschule teilt mit, daß die *Peronospora* in Ellerstadt, Hambach und Albesheim bei Landau aufgetreten sei. Es ist deshalb unbedingt nötig, sobald wie möglich das Spritzen vorzunehmen.

Von der Nidba, 2. Juni. In der unteren Nidba wurden in letzter Zeit wieder Krebsse gefangen, ein Zeichen, daß die ungemein verheerende epidemische Krankheit der Krebsse — die Krebspest — die besonders in den Gewässern Westdeutschlands seit Jahren geherrscht und wodurch die Krebsse beinahe ausgestorben, in der Nidba erloschen ist.

Für Geld und Garten.

Landwirte, sorget bei euren Pferden und überhaupt bei allem Vieh für helle, lustige Ställe. Luft und Licht ist zum Gedeihen jedes Haustiers unbedingt nötig! Denkt auch an den Kettenhund, sorgt für ihn! Gebt ihm auch Bewegung!

Neue Erfahrungen bei der Seidenwurmbekämpfung. Dr. G. Küstner schreibt: Die Erfolge, die bei jenen Versuchen mit Nicotina titree erzielt worden sind, veranlassen uns, auch in Deutschland ein solches Tabaksextrakt herzustellen zu lassen. Dieses, dem

französischen Nicotina titree entsprechende Präparat kann jetzt von der elsassischen Tabakmanufaktur in Straßburg-Neudorf zum Preise von A. 250 pro Kilogramm bezogen werden. Nach den genannten Versuchen wird das Mittel am besten in der Stärke von 1,3 Prozent der Kupferkaltbrühe zugefügt. Natürlich muß die Verspritzung äußerst sorgfältig durchgeführt werden, damit alle Gescheine von der Flüssigkeit erreicht werden. Als Zeit der Anwendung kann, wie in den französischen Versuchen, etwa der Mai angenommen werden; so soll einige Tage nach dem Erscheinen der ersten Moten erfolgen, also während der Eiablage, jedenfalls aber vor dem Auskriechen der Raupen.

Welche Aecarten eignen sich nicht für Dauerweiden? Von den Aecarten scheiden Luzerne und Sparsette für Dauerweiden von vornherein aus, weil sie das Beweiden nicht vertragen. Der Kistler und Schwedenklee halten zwar selten länger als drei Jahre aus, müssen aber um deswillen mitausgesät werden, weil sie schnellwüchsig sind und daher im ersten und zweiten Jahre schon eine starke Weide liefern. Später werden diese Sorten dann durch den Weiß-, Gelb- und Bullenklee, die in keinem Saatgemenge fehlen sollen, verdrängt.

Mittel gegen Strahlfäule. Gegen Strahlfäule der Pflanze gibt es kein besseres Mittel, als ein Löffel voll Kupfervitriol in einem halben Liter Wasser aufgelöst. Der Strahl wird gut gereinigt und dann von der Flüssigkeit hineingeschüttet. Hierauf wird noch feingestohene Holzloble hineingestreut. Trockenhaltung ist Hauptsache! Bei wöchentlicher Anwendung des Mittels nach der Heilung wird die Strahlfäule nicht wiederkehren, bei Vernachlässigung entsteht unheilbarer Strahlkrebs.

Bekämpfung der Kohlweißlingsraupen. Um die von diesen Raupen befallenen Kohlpflanzungen vor weiteren Zerstörungen zu schützen, oder diese Raupen von den Pflanzungen abzuhalten oder zu vertilgen, bringe man in die Krautfelder so viel wie möglich große Waldameisen, die in einigen Tagen die Kohl- und Krautfelder von den Raupen säubern. Diese Ameise ist nämlich ein natürlicher Feind aller Raupenarten und stellt diesen allzeit in sehr eifriger Art nach. Die großen Waldameisen halten sich in allen Nadelholzwaldungen auf, wo sie ihre bergartigen Haufen anlegen, und sind daher sehr leicht zu erlangen und unter die mit Raupen befallenen Kohlpflanzungen auszustreuen. Zum Einfangen dieser Ameisen bedient man sich einer Flasche, die man bis an den Hals in einen Ameisenhaufen einstellt; in einigen Stunden ist sie mit Ameisen gefüllt. Die gefangenen Ameisen werfen an warmen oder besser an heißen Tagen in kleinen Häuflein an verschiedenen Stellen des Krautfeldes ausgestreut und sich selbst überlassen. Bei trübem oder windigen Tagen empfiehlt es sich, mehrere Ameisen direkt auf die Krautköpfe oder Rübenpflanzen auszustreuen. Anfangs werden die geängstigten Tierschen unruhig auf- und ablaufen, doch beruhigen sie sich gar bald, namentlich, wenn sie auf die Raupen stoßen, denen sie dann kräftig zu Leibe rücken.

Wie erkennt man den Fuchsinfarbstoff im Rotwein? Der bekannte prachtvolle Rotfarbstoff Fuchsin wird neuerdings häufig als Rotweinfarbe benutzt. Diese Verwendung ist aber einmal deshalb verwerflich, weil der Farbstoff wegen mangelhafter Reinigung häufig arsenhaltig ist. Der Nachweis ist zum Glück nicht schwer. Das einfachste Verfahren ist wohl das folgende. Man gieße einige Tropfen Wein in die hohle Hand, der entstehende Fleck von reinem Wein läßt sich mit Wasser leicht wieder rein abwaschen, der von Wein, der mit Fuchsin gefärbt ist, dagegen nicht.

Nützliches Allerlei.

Rasse Stiefel. Wer hätte es nicht schon einmal empfunden, wie unangenehm es ist, Stiefel anzuziehen, welche durch und durch naß geworden und dann wieder getrocknet worden sind. Die hier beschriebene einfache Behandlung derselben verdient daher Beachtung. Wenn man die nassen Stiefel abgezogen hat, fülle man sie sofort mit Hafer. Dieser besitzt eine große Anziehungskraft für Feuchtigkeit und wird daher bald dieselbe von dem feuchten Leder absorbieren; während der Hafer dies bewirkt, schwillt er zugleich an und verhütet auf diese Weise, daß das Leder eingeschrumpft und hart wird. Am folgenden Morgen schüttet man den Hafer aus und hängt ihn in der Nähe eines Feuers oder Ofens zum Trocknen auf, um ihn noch oft auf dieselbe Weise benutzen zu können.

Gemüsen die schöne Farbe zu erhalten. Söll das Gemüse seine schöne grüne Farbe behalten, so bringe man es stets mit kochendem Wasser zum Feuer und lege während des Abkochen einen Deckel auf den Topf. Auch spült man mit kaltem Wasser nach, bevor man das Gemüse in die Bouillon etc. gibt, in welcher es gar gemacht werden soll.

Kupfersachen zu putzen. Ein recht gutes Mittel zur Reinigung kupferner Gefäße besteht aus Salmialgeist und schwarzer Seife. Man nehme Salmialgeist, löse ein wenig schwarze Seife darin auf und schüttle die Mischung gut durch. Von dieser Flüssigkeit gießt man etwas auf einen Lappen, reibt den Gegenstand damit ab und putzt mit Wiener Kalk nach. Die Sachen werden auf diese Weise viel schöner und das Putzen derselben erfordert weniger Zeit als mit den sonst gebräuchlichen Mitteln.

Leichte Verzupferung von Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl. Um Gegenstände aus Gußeisen, Schmiedeeisen oder Stahl mit einer dünnen Kupferschicht zu überziehen, werden die gut gereinigten, von Rost befreiten Gegenstände unter Anwendung einer Bürste aus harten Vorsten mit Weinsteinpulver, welches mit Kupfervitriol-Lösung durchtränkt ist, scharf gebürstet.

Zum Schutz der Wände vor Feuchtigkeit wird folgendes Verfahren empfohlen: Stearin und kausische Soda werden zu gleichen Teilen unter Zusatz von etwas Essig- und Salizylsäure zusammengeschmolzen. Diese Masse bildet eine Art antiseptischer und zugleich Feuchtigkeit abhaltender Seife. Man begibt alsdann, möglichst an einem trockenen Tage, die innere Seite der Mauer mit der in Wasser erhitzen, fetten und mit Essigsäure Salzsäure und kausischer Soda verseiften Lösung von Stearin einzureiben. Um den schlechten Geruch der Seife zu beseitigen, kann man ein wenig Karbolsäure hinzufügen. Ist der erste Anstrich trocken geworden, so läßt man einen zweiten folgen, wobei man der Masse noch eine schwache Lösung von Alaun oder Kalichlor und Salizylsäure in Wasser hinzusetzt. Die so behandelten Wände verlieren nicht an Ansehen und sind vollkommen gegen Eindringen der Feuchtigkeit geschützt.

Nadenwürmer lassen sich durch ein einfaches Mittel vertreiben. Man nimmt 1,5 Liter Wasser in einem Irrigator, fügt 2 Eßlöffel voll Essig hinzu und gibt des morgens nüchtern hiermit ein Klystier von 27 Grad Wärme. Dies vertreiben die Würmer nicht, sie sterben und gehen gleich mit fort. Bei Kindern ist dieses Mittel von bestem Erfolg.

Ein künstlicher Eisschrank. Wenn man keinen Eisschrank oder kalten Keller hat, so hat sich zur Aufbewahrung von Butter, kaltem oder frischem Fleisch, Getränken, wie Bier, Mineralwasser, Fruchtsaft etc. ein Verfahren als praktisch erwiesen, welches im Sommer allen Hausfrauen zu statten kommt. Ziegelröhren oder Drainageröhren stellt man in eine Kiste in einen dunklen Winkel, etwa unter des Nachts offene Fenster einer Stube. In jede dieser Röhren legt man einen Teil des aufzubewahrenden Vorrats. Zwischen die Röhren schüttet man Sägemehl, damit sie feststehen und überdeckt die oberen Öffnungen an sehr heißen Tagen mit Kohlblättern. Canal.

Ein gesundes Getränk für heiße Tage ist Hasergrühenwasser. Uebergroßes Schwitzen erfordert, daß man viel Wasser trinkt, um das dem Körper entzogene wieder zu ersetzen. Der öftere Genuß von reinem Wasser reicht aber nicht aus, um das Durstgefühl zu befriedigen, dagegen hat die Erfahrung gelehrt, daß das mit feiner Hasergrühe vermischte Wasser — etwa 10 Gramm und 1 Liter — die Durstigen am meisten erfrischt und erquickte.

Wunden bei unsern Haustieren müssen, auch wenn sie ganz unbedeutend sind, mit reinem Wasser ausgewaschen werden;

bluten sie stark, so setzt man dem Wasser etwas Alaun zu. Um Eiterung zu verhindern, überstreicht man die Wunde mit Kollobium, welches eine schützende Decke bildet, so daß die Heilung ungestört vor sich gehen kann.

Fragekasten.

Wer kann eine Antwort geben?

Etwas Unbekanntes, wenigstens in unserer Gegend, dürfte wohl die Schädlichkeit der Regenwürmer in Garten und Feld, besonders an den jungen Saaten, sein. Es kann deshalb nur recht dringend deren Vernichtung angeraten werden. Ich selbst habe in diesem Frühjahr folgende Beobachtung gemacht: Der Bestand unserer Gemüsekulturen wurde, trotz sorgfältiger Behandlung, von Tag zu Tag weniger, ohne daß wir uns das Verschwinden der Pflanzen erklären konnten; bis uns die vielen vorhandenen Wurmlöcher auf den Gedanken brachten, daß wohl die Regenwürmer die Uebelthäter sein könnten. Eine genauere Beobachtung bestätigte alsbald diese Vermutung. Wir sahen, wie bei Eintritt der Dunkelheit die Würmer aus den Löchern kamen, mit dem vorderen Teil ihres Körpers ein Pflänzchen umspannten und damit in die Höhlung zurückschlüpften, um es dort zu verpeisen. Selbst ein Beet mit Steckzwiebeln verschonten sie nicht. Wir fanden meistens morgens den größten Teil umgezogen und mit dem oberen ausgelaufenen Ende in das Erdbloch geschleift und angefressen. — Bei vorgenommener Razzia haben wir an einem Abend bis zu hundert Stück auf den Beeten gefangen. Doch ist das sehr schwierig, weil die Würmer erst bei Eintritt der Dunkelheit herausgehen und sehr scheu sind. Wer weiß da ein Vertilgungsmittel? Für Auskunft wäre dankbar C. G., Gärtner.

Warnung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft.

Dem verstorbenen Chemiker Dr. Roth in Canth bei Breslau ist ein Verfahren zur Herstellung von Düngemitteln mit Hilfe von Luftstickstoff patentiert worden (D. R.-P. 191914), für welches die Firma D. Dreier u. Co., Berlin SW., Friedrichstraße 16, die Erlaubnis zur Anfertigung abgibt. Vermittelt dieses Verfahrens sollten die Landwirte imstande sein, sich auf ihrem eignen Hof auf einfache Weise selbst ihren Bedarf an stickstoffhaltigem Kunstdünger herzustellen. Am 2. März ist das Verfahren im Hause der obigen Firma von Vertretern der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft geprüft worden, wobei sich jedoch nach 5stündigem Betriebe nur ganz geringe Mengen Stickstoff in dem Ton-Kalkgemisch analytisch nachweisen ließen. Die Landwirte können daher einstweilen nur vor dem Ankauf von Lizenzen gewarnt werden, wenn auch das Ziel, welches sich die Fabrikanten gesetzt haben, anzuerkennen sein mag.

Verantwortlich für die Redaktion: Theodor Franzbühler, für den Anzeigenteil: Karl Röstel; Druck und Verlag des Wiesbadener General-Anzeigers Leybold u. Franzbühler, sämtlich in Wiesbaden.

Abletzgebiete auf dem Lande erschließt erfolgreich unser Anzeigenteil.

Aufbesserung zurückgebliebener Saaten.

Schlecht überwinterten oder sonst mangelhaft entwickelten Saaten (Weizen, Roggen, Gerste, etc.) kann aufgeholfen werden

1 L

durch Kopfdüngung mit Kalisilikat.

Kalisilikat kann nie schädlich wirken. Für diesen Zweck genügen im allgemeinen 200 kg Kalisilikat pr ha. oder 50 kg Kalisilikat pr Morgen. — Auskunft über Preis etc. erteilt die

Westdeutsche Eisenbahn-Gesellschaft, Abteilung Steinbrüche in Brohl a. Rh.



Nr. 130.

Mittwoch, den 3. Juni 1908.

23. Jahrgang.

Auf der Landstrasse.

Von Walter Schmidt-Bähler.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Unwillkürlich ärgerte sie sich aber im selben Moment über diese Anwandlung, und indem sie stolz den Kopf in den Nacken zurückbog und Oswald mit einem unbeschreiblich geringschätzenden Blick maß, sagte sie kühl:

„Sind Sie der neue Lakai des Grafen Neudeck?“

„Der neuengagierte Kammerdiener und Pfleger des gnädigen Herrn Grafen!“ entgegnete Oswald ruhig. „Als Lakai ist wohl ein anderer bereits bedienstet, gnädigste Baronesse.“

„Ja — richtig!“ antwortete Julia, „ich wußte das nicht. Sie werden also die Stunden bis 12 Uhr hier im Vorzimmer wachen und von Zeit zu Zeit nach dem Herrn sehen?“

„Zu Befehl, gnädigste Baronin! Komtesse Neudeck haben mich beauftragt, die gnädigste Baronesse zu bitten, mich über meine Funktionen gütigst zu belehren.“

„Alle Stunden, also um zehn, elf und zwölf Uhr, geben Sie dem Herrn Grafen, falls es ihm unmöglich sein sollte, trotz aller Müdigkeit zu schlafen, fünf Tropfen der Medizin, die auf dem Nachtlischchen steht. Aber, hören Sie, nur fünf Tropfen! — Die Medizin enthält Opium; Sie nehmen also die ganze Verantwortung auf sich! Sie wissen, was Opium ist?“

„Nein, gnädigste Baronesse“, log Oswald mit dem ruhigsten Gesicht und noch ruhigerem Gewissen.

„Opium ist ein Schlafmittel“, fuhr Julia fort, „mit dem man aber äußerst vorsichtig sein muß, da jedes „zuviel“ die unangenehmsten Folgen haben könnte. Kommen Sie jetzt mit, ich zeige Ihnen das Fläschchen.“

Oswald öffnete leise die Tür zum Schlafzimmer, in dem eine dichtverschleierte Dampfe brannte und das Bett beleuchtete, in welchem der Kranke mit halb geschlossenen Augen lag, offenbar unfähig, den ersuchten Schlaf zu finden.

Die Baronesse zeigte Oswald das Fläschchen, erging sich nochmals leise flüsternd in ängstlichen Warnungen über den Gebrauch der Medizin und blieb dabei, als Oswald die fünf Tropfen in den Löffel fallen ließ und dem Kranken zwischen die halb geöffneten Lippen goß.

Dann ging sie, nachdem sie einen zärtlichen Kuß auf die blasser Hand ihres Cheims gedrückt, die regungslos auf der Decke lag. Für Oswald hatte sie keinen noch so kurzen Gruß.

Oswald blieb allein mit dem Kranken. Noch hielt er das kleine Tropfenglas in der Hand, und unwillkürlich öffnete er den Stöpsel, um als alter Mediziner durch den Geruch auf die Zusammensetzung des Medikaments zu schließen.

Ein ganz schwacher, kaum bemerkbarer Opium-Geruch überzeugte ihn, daß er es mit einer ganz unschädlichen Lösung zu tun hatte. Als er das Fläschchen auf den Tisch zurücksetzte, der dicht an der Wand hinter dem Bett des Grafen stand, fiel sein Blick auf ein dort liegendes Rezept, dessen Datum mit dem auf der Etikette des Fläschchens verzeichneten stimmte. Er las es durch und sah, daß er mit seiner Voraussetzung Recht gehabt hatte.

Dann begab er sich leise ins Vorzimmer zurück und setzte sich in den Stuhl, der an dem abgeräumten Speisetisch stand.

Dann versank er in tiefes, ungestörtes Nachdenken und träumte von einem lieblichen, goldhaarigen Grafenkinde, das gleich einer überirdischen Lichtgestalt vor ihm stand. Er wünschte nichts sehnlicher, als das zu sein in Wirklichkeit, was er augenblicklich nur spielte, um hier bleiben zu können — lange — lange! Pünktlich mit dem ersten Glockenschlag stand er wieder am Bett des Grafen, ihm die Tropfen zu geben und ein leises Lächeln um die Lippen des Kranken schien dem Pfleger für den Dienst zu danken.

Dann zog er sich wieder zurück, lautlos, wie er eingetreten war und spann in seiner Phantasie den Traum weiter, in dem Theas holdes Bild die Hauptrolle spielte. Alles, was geschehen war, erschien ihm ja nur wie ein nebelnder Traum, wie eine Einbildung seiner leicht erregbaren Gedankenwelt.

Raum glaubhaft erschien es ihm selbst, daß er jetzt auf einmal als Wächter am Krankenlager eines Mannes saß, von dessen Existenz er vorgestern um diese Zeit noch keine Ahnung gehabt hatte.

Und daß es ihm mit alledem so ehrlicher Ernst geworden war, daß er es mit dieser Aufgabe so gewissenhaft nahm, das war das Wunderlichste an der ganzen Geschichte. Er hatte viel zu viel zu verarbeiten, um auch nur einen Moment müde werden zu können, ein seltsames Bild nach dem andern schob sich vor seine geistigen Augen und nahm im Dämmerdunkel des großen, düsteren Raumes, in der mitternächtlichen Stille rund umher fast greifbare Formen an.

Die „rote Baronin“ beschäftigte ihn am meisten, fast noch mehr als Theas liebreizendes Bild. Dieses Weib war ein Dämon, das stand bei ihm felsenfest, und zwar der böse Dämon dieses Hauses, dessen letzter Sproß unrettbar dem Untergange geweiht schien.

Konnte er sich nicht aber täuschen? — Nein! Seinem geübten Auge hatte dieses rätselhafte Doppelgesicht der schönen Baronesse zu viel verraten, als daß das Gefühl

des Unheimlichen, das ihn in ihrer Nähe überkam, ihn irren konnte.

Das sie tatsächlich ein zweiseitiges Spiel hier spielte, war ihm unumstößliche Gewißheit. Es blieb ihm nur noch die Frage, zu welchem Endzweck sie es tat.

Diese hingebende Menschenliebe, mit dem sie an jedem Atemzuge des Kranken zu hängen schien, war nun und nimmermehr echt, sondern eine meisterliche Maske, hinter der sich ganz anderes verbarg. Aber was? Das machte ihn stutzen! Ueber diese Frage kam er nicht hinweg, so sehr er auch grübelte.

Das er ihr störend war, daß sein plötzliches Erscheinen ganz und gar nicht in ihre Kombinationen paßte, glaubte er gleichfalls bemerkt zu haben, denn der eine Blick, der vorhin aus den großen, leuchtenden Augen über ihn hinweggeschossen war wie ein Pfeil, hatte ihm genug gesagt.

Er hatte an ihr eine Gegnerin, obwohl er ihr doch nicht im mindesten zu nahe getreten war, seine bloße Gegenwart genügte, um ihn ihr widerwärtig erscheinen zu lassen.

Dabei kam ihm die Frage des Rakai in den Sinn, ob er „auch“ durch die Baronessa empfohlen sei.

Also dankte der größte Teil der übrigen Dienerschaft Julia ihre Stellungen, mithin mußte sie einen geheimen Grund haben, im Schlosse Leute zu wissen, die von ihr abhängen, die durch Verbindlichkeit und Dankbarkeit ihr quasi dienstpflichtig waren!

Hier lag irgendwo ein Geheimnis, dessen Lösung vielleicht eine ebenso große, wie verdienstvolle Aufgabe war, und nicht ohne Zweck hatte das Schicksal möglicherweise gerade ihn von der Landstraße direkt an das Krankenbett des letzten Grafen Ruedes geführt.

Es schlug 11 Uhr und wieder betrat er leise, wie vorher, das Krankenzimmer, wo der Graf schwer atmend in den Kissen lag, schlaflos und nach Ruhe ringend, wie vor einer Stunde.

Oswald nahm das Fläschchen und den kleinen silbernen Löffel zur Hand und begann die Tropfen zu zählen.

Mitten im Zählen aber hielt er inne.

Er glaubte sich getäuscht zu haben, und hob das Fläschchen dicht an sein Gesicht.

Ein scharfer Opiumgeruch stieg zu ihm auf, ganz unvergleichlich schärfer und intensiver, als vorher. Das war Opium, durch nichts abgeschwächt, was er jetzt in den Händen hielt.

Und dennoch mußte er sich täuschen.

Das war derselbe Tisch mit dem kleinen Spiegel darüber an der Wand, dasselbe Tropfenglas, aus dem er vor einer Stunde dieselbe Medizin in denselben Löffel gegossen hatte.

Da lag auch an der gleichen Stelle, wohin er es gelegt hatte, das Rezept, das er noch einmal jetzt aufnahm und wieder durchlas. Er lächelte über sich selbst und seine Einbildungsfähigkeit, die ihm direkt unmögliches vorspiegelte, denn da stand es ja schwarz auf weiß, daß die Medizin unmöglich so viel Opium enthalten konnte, wie sein Geruchssinn ihn glauben machen wollte.

Er zählte also beruhigt weiter und gab dem Grafen die vorgezeichnete Dosis.

Dann kehrte er ins Wohnzimmer zurück. Und wieder irrten seine Gedanken zu dem rätselhaften Weibe, das ihn unablässig beschäftigte. Er kannte nun alle Bewohner des Schlosses, soweit sie zur gräflichen Familie gehörten.

Wer war jener Mann mit dem charakteristisch unangenehmen Gesicht, mit dem er gestern die Baronessa tief im Walde gesehen hatte, und dessen unvergeßliche Physiognomie sich um so tiefer in sein Gedächtnis geprägt hatte, da er ihn kurz vorher noch einmal am Fenster des langsam vorbeifließenden Waggons dicht in der Nähe gesehen hatte.

In welchem Verhältnis standen die beiden rätselhaften Menschen zueinander und zu diesem Hause?

Und wieder tauchte Theas Gestalt vor ihm auf. Sie, das liebliche, reine Wesen war ja unfähig, mit den arglosen jungen Augen anderes um sich her zu sehen, als nur das Arafloseste, in dieser unberührten Mädchenseele hatten Ara-

wohn und Mißtrauen nicht Raum. Und noch dazu erfüllte sie offenbar nur die zärtliche Sorge um das Leben ihres geliebten Vaters und machte sie blind und völlig interesselos für alles andere, was sie umgab.

So mußte er denn für sie sehen, argwöhnen, mißtrauen — und wenn es nötig war, für sie handeln.

Instinktiv fühlte er nach all dem langen Nachdenken und Sezieren der kleinsten Dinge, daß über dem friedlichen Dach dieses Hauses langsam eine dunkle Wetterwolke gefährdend emporstieg, die vielleicht keiner von den Beteiligten sah, daß irgend etwas hier in der Luft lag, was sein Mißtrauen erweckte, aber noch stand er den Dingen völlig machtlos gegenüber, so felsenfest er auch von ihrem Vorhandensein jetzt überzeugt war.

So rückte die zwölfte Stunde heran.

In weiter Ferne, aus der Gegend, wo im Tal drunter das Städtchen lag, trug die klare Nachtlust deutlich vernehmbar die Schläge der Uhr vom Kirchturm zu ihm herauf, und auch im Speisezimmer schlug es gleichzeitig zwölf.

Langsam ging er ins Schlafzimmer.

In den Kissen lag der Kopf des Grafen, tief hineingesunken, die Arme waren lang ausgestreckt auf der Decke.

Man hätte den Schlummernden für einen Toten halten können mit dem wachsblassen Gesicht und den fast bläulichen Lippen, die ein wenig geöffnet waren.

Die Augen waren diesmal fest geschlossen, wie zum ewigen Schlaf.

Aber er schlief wirklich, obwohl der Schlummer nicht der der Gesundheit zu sein schien.

Diese starr, unheimliche Ruhe hatte für das Auge des Mediziners etwas Unnatürliches, was ihn unwillkürlich erschreckte.

Er sahte nach dem Puls des Schlummernden und mußte lange suchen und aufmerksam prüfen, bis er sich überzeugen konnte, daß tatsächlich noch Leben in diesem müden Körper pulsierte.

Und als er nun wieder das Fläschchen ergriff, ließ er sorgfältig und langsam zehn Tropfen in ein Wasserglas fallen, das er aus dem Fenster des Wohnzimmers zwischen die Gebüsche goß.

Dem Kranken gab er das Medikament nicht. Dann blieb er im Schlafzimmer am Fußende des Bettes sitzen.

Etwa eine Viertelstunde nach zwölf betrat Baronessa Julia das Zimmer des Kranken.

„Sind Sie hier?“ fragte sie kurz.

Oswald, der sich sofort bei ihrem Eintritt erhoben hatte, sagte leise: „Ich glaubte, gnädigste Baronessa —“

Aber sie schnitt ihm jede Erwiderung ab mit den Worten:

„Glauben Sie nichts, sondern halten Sie sich in Zukunft genau an die Instruktionen, die man Ihnen gibt. Sie haben sich künftig im Vorzimmer aufzuhalten, und zwar bei geschlossener Tür. Nur zu den bestimmten Zeiten betreten Sie das Krankenzimmer und verabsolgen die Medizin. Weiter haben Sie absolut nichts zu tun!“

„Zu Befehl, gnädigste Baronessa!“ erwiderte Oswald und blieb stehen, während die junge Dame auf das Nachtschreiben zuschritt und die Flasche zur Hand nahm.

Aber Oswald kam ihr zuvor, indem er sagte: „Ich erlaube mir, die gnädigste Baronessa aufmerksam zu machen, daß ich dem Herrn Grafen bereits die verordnete Dosis gegeben habe.“

„So? — Dann ist's gut!“ erwiderte Julia und stellte die Flasche wieder hin. „Sie können sich nun zurückziehen“, fuhr sie fort, „ich bedarf Ihrer Dienste nicht mehr!“

Oswald verbeugte sich und ging.

Ein ganz unheimliches Gefühl aber beschlich ihn, als er den Kranken mit seiner Pflegerin jetzt allein wußte. Er konnte sich über das „Warum“ selbst keine Rechenschaft geben, aber es ließ ihn nicht wieder los und peinigte ihn während der ganzen Nacht.

Er hätte etwas darum gegeben, wenn er unsichtbar unten in dem stillen Krankenzimmer sich hätte aufhalten können. Mit offenen Augen lag er in seinem Bett und dachte nach, während draußen der Frühlingswind durch die hohen Baumwipfel rauschte.

In seinem Innersten war — ihm jetzt selbst nicht mehr Erinnerung, wodurch — der Argwohn aufgewacht gegen dieses merkwürdige, junge Weib, gegen alles, was sie tat, und was mit ihr zusammenhing.

Vergebens sagte er sich, daß sie, die ja doch eigentlich nur durch die Gnade ihres Onkels aus den dürftigen Verhältnissen ihrer Residenzhäuslichkeit hierher in Glanz und Wohlleben verpflanzt war, alles Interesse an dem Leben Leben des Grafen haben mußte, denn wenn er starb und der ganze, stolze Bau an die Seitenlinie fiel, so war es doch selbstredend auch mit ihrer Herrlichkeit auf Schloß Reudel aus.

Vergeblich rief er sich ins Gedächtnis, mit welcher aufopfernder Gewissenhaftigkeit sie sich um den Kranken sorgte, sein Verdacht wollte nicht weichen und blieb allen Gegenständen taub. Hier lauerte irgend eine Gefahr im Hinterhalte wie ein Wegelagerer, hier bereiteten sich Dinge vor, die nicht in den Kreislauf des Normalen gehörten.

Von diesem Gedanken konnte er sich nicht losmachen.

Und noch etwas anderes durchkreuzte plötzlich den Gang seiner unermüdet arbeitenden Sinne, der Tod des jungen Grafen, von dem ihm Hans erzählt hatte und der zum mindesten sehr absonderlich war.

Daß jemand auf einer Jagd verunglückt, war ja schließlich nicht so unerhört und befremdend, aber daß man die Leiche erst nach achtzehn Tagen und dann im Zustande völliger Unkenntlichkeit aufgefunden hatte, ließ zum mindesten einen weiten Spielraum zu den eigenartigsten Kombinationen.

(Fortsetzung folgt.)

Typen aus dem älteren Frankfurt.

Frankfurt am Main, in dem vor Jahren eine Reihe sonderbarer Heiliger zu gleicher Zeit lebten, ist nach dem Tode der letzten Strahentype, der Schnapsmarie, um jede menschliche Eigentümlichkeit gekommen. — Der alte Hinkel, der in den Wirtschaften Andreas Hofers Tod zu deklamieren pflegte, und bei den Worten „Geht Feuer!“ mit nassen Lumpen, Zigarrenstümpfen und sonstigen Säckelchen beworfen wurde, ist tot, Davidsburg, der mit Seife für „Ihre sehr geehrte Hände“ handelte, ist gestorben, Rabbi Liffgens, genannt Kannix, lebt nur noch in der Erinnerung älterer Generationen. — Diese stark in die Straßenöffentlichkeit hinausgetretenen Menschen will ich in ihren Nasenquerschnitten ruhen und ungestört dem jüngsten Tag entgegenschlummern lassen, dagegen sollen einige Figuren aus vergangenen Tagen auferstehen, auf die man nicht mit Fingern zeigte.

Nehmen wir einmal den Wirt Wilhelm Bilger, dem zurzeit des Friedensschlusses mit Frankreich das Hotel Schwan gehörte. — Er lebte, selbst als er es noch nicht gut konnte, auf einem mächtig großen Fuße, weshalb er stets sehr hohe Schuhmacherpreise bezahlen mußte, rauchte die besten Savannas, trank die vorzüglichsten Weine und war dabei ein unangenehmer Knauser. Im Hotel, wo es ihm gewissermaßen nichts kostete, wo er sich „mit hinein“ rechnete, ließ er sich nichts abgehen, aber in einer Wirtschaft trank er höchstens einen Schoppen Rulischer, obgleich die Preise im Hotel Schwan ungeheuer gefallen waren.

Als ihn einmal ein abreisender, über die kolossale Rechnung entrüsteter Gast rufen ließ und ihm bemerkte, bei solchen Preisen würde er nicht wiederkommen, replizierte ihm Bilger, der Gemütsmensch, macht nichts, wir verdienen bei einmaligem Besuche schon soviel, daß wir auf einen zweiten gar nicht rechnen. — Freilich, wenn ihm für seine Bedürfnisse eine angeblich zu hohe Rechnung vorgelegt wurde, konnte er saugrob werden. Eines Tages schickte ihm der Schuhmacher Mondrion, auch ein Original, ein Paar bestellte Stiefel und als Bilger hörte, daß dieselben fünfzehn Gulden kosten sollten, warf er den überbringenden Schustergehilfen einfach hinaus und die Stiefel, ein Paar riesige Mainkähne, ihm auf die Straße nach. — Der Gefelle raffte die Fußüberzieher auf, brachte sie zu seinem Meister zurück, der sie lächelnd entgegennahm und im Erker seines

Ladens ausstellte. — Darunter schrieb es in hübscher gotischer Handschrift: „Diese nach Maß angefertigten Stiefel gehören Herrn W. Biegler, dem Wirt vom Hotel Schwan.“

Es dauerte nicht lange, umstanden die Passanten den Ladenerker in hellen Haufen und machten, da der grobe Soteller Bilger nicht sehr beliebt war, die ungütigsten Witze. Der Verulkte hörte sehr schnell von der Sade und ersuchte den Schuster, in unhöflicher Form, die Stiefel aus dem Erker zu nehmen. — Er tat's nicht. Bilger wurde grob. Er tat's nicht. Bilger wurde noch gröber. Er tat's nicht. — Als sich die Zeitungen des Stoffes bemächtigten, geriet der Schwanenwirt in But, worüber sich der gute Mondrion aber nicht aufregte. — — —

„Thunse die Stiwvel eraus!“

„Net for e Million!“

„Thunse die Stiwvel eraus, sonst geschieht e Unglück.“

„Meinethalbe zwaa. Die Stiwvel mache die größt Name for mei Geschäft.“

„Ich kaaf je Ihne ab.“

„So! — No, deh is was annerscht.“

„Was koste se?“

„Verzig Gulde.“

„Verzig Gulde? Ich glaab Sie sein meschugge.“

„Un wenn Se mer neununddreißig Gulde und neunundfusszig Kreuzer biete, kriehese se net. — Mir sein die Stiwvel noch mehr wie verzig Gulde wert.“

Als Bilger einsah, daß er in dem dickköpfigen Schuster seinen Mann gefunden, gab er klein bei, zahlte und ließ sich die Stiefel abholen. — Nachbestellt hat er natürlich niemals wieder welche.

Dem stark massiven, stets auf die Preußen raisonnierenden Schwanenwirt sei ein ebenfalls origineller, aber durchaus edler Mensch gegenüber gestellt, Dr. Ferdinand Neubürger.

Er hatte den Lehrerberuf an den Nagel gehängt, vielleicht weil er zu gutmütig und zerstreut war, lebte ganz seinen literarischen und philanthropischen Neigungen. Von ihm werden allerhand nette Gistörchen erzählt. So pflegte er, wenn er abends um 8 Uhr zum Souper geladen war, erst um 10 Uhr zu kommen. Er meinte, da Pünktlichkeit nur eine Höflichkeit der Könige sei, dürfe man ihm, dem kleinen Poeten, nicht schmolten, wenn er es den gekrönten Häuptern nicht gleich tue. — Zum Fürstendiener habe er ohnehin nicht das Zeug.

Da ihn eine befreundete Familie eines abends gern und pünktlich um 8 Uhr bei sich gesehen hätte, lud ihn die Hausfrau schon auf 6 Uhr ein — und siehe da, Dr. Ferdinand Ludwig Neubürger erschien auch um — sechs Uhr. Tableau! —

Eines Tages frug ihn seine Schwester, Frau Dr. Auerbach, bei der er wohnte: „Ferdinand, von Deinen zwölf neuen Hemden fehlen sechs Stück. Hast Du eine Ahnung, wo sie hingekommen sind?“

„Natürlich, liebe Schwester. — Ich habe sie einem armen Manne geschenkt.“

„So, einem armen Mannel? Ja, hättest Du ihm denn nicht ältere geben können?“

„Nein, Lumpen hat der Mann selbst genug.“

Als dieser wahrhaft edle, viel ausgebeutete Mann starb, ging durch Frankfurt eine Trauer, denn wer ihn kannte, hatte ihn lieb gehabt.

Ein origineller Kauz war ein häufiger Besucher und Verehrer Frankfurts, der in Bad Homburg wohnende Baron von Kotten-Gentkow. Er war unter dem Spielpächter Blanc angeblich mit 4 Millionen Taler nach Homburg gekommen und hatte im Lauf weniger Jahre dem Spielteufel nicht nur sein Geld, sondern auch seine Familie geopfert.

Als er Bettler geworden, lebte er von den Almosen reicher Kurgäste und von einer umfangreichen, geschickt injizierten Schnorrbriefstellerei. Um sie erträgnisreich zu machen und den Angeschnorrtten eine Art Gegenleistung zu bieten, hatte er ein Bündchen sehr hübscher Gedichte herausgegeben, die er den Angeschnorrtten übersandte. — Als er

gerade bei Laune und schlecht bei Kasse war, schickte er ein Wändchen mit den ungezogenen Kindern seiner Muße auch an den Pontifex Maximus, da er so ziemlich alle weltlichen Machthaber schon angeschmort hatte. Es vergingen 14 Tage, 4 Wochen, sechs Wochen, und als er nach Verlauf der achten nichts erhielt, schrieb er dem Papste, er möge ihm entweder eine Anzahl Lire für seine Dichtungen schicken oder ihm seine Verse retournieren. Mit wendender Post folgte der Band Gedichte zurück.

Als er mir sein Schimmelfeld erzählte, fügte der urkomische, hochgebildete Freiherr lächelnd hinzu: „Müssen die aber den Teufel haben im Vatikan.“

Berfügte Baron von Kosen über ein paar Mark, reiste er erster Klasse nach Frankfurt, verpeiste das Geld in der Manier des Grandseigneurs von früher in einem vornehmen Restaurant, gab dem Kellner ein nobles Trinkgeld und reiste dritter Klasse nach Gomburg zurück.

Als ich ihn einmal über seine Verschwendung zur Rede stellte und ihm nachwies, wie lange er mit den erschnorren zwanzig Mark in Gomburg hätte leben können, erwiderte er mit seinem typischen, urkomischen Lächeln: Ein Potock erschnornte sich beim Baron von Rothschild fünf Gulden, ging hin und aß Salm dafür. Der Baron hörte davon. Als der Schnorrer wiederkam, hielt ihm der Geldfürst seine, für einen Bettler ungehörige Gefräßigkeit vor, worauf der Freche antwortete: Herr Baron, wenn ich kein Geld habe, kann ich keinen Salm essen, wenn ich welches besitze, soll ich keinen Salm essen, ja wann komm ich denn da zum Salm-Essen?“

Ich war geschlagen und sagte, lieber Baron, Sie haben ja so Recht.

Schließlich möchte ich auch den vor wenigen Jahren verstorbenen Schauspieler Koll nicht unerwähnt lassen, denn die Art und Weise, wie er es stets verstand, seine Finanzen durch Pump zu verbessern, sichern ihm einen Ehrenplatz in der Valhalla internationaler Pumpgenies aller Zeiten. So schickte er eines Abends einen Theaterdiener zu einem dem Kunsttempel benachbarten Wirt und ließ ihn selbstverständlich auf Borg um eine Flasche Rotwein erfordern. Als der Diener unverrichteter Sache mit leeren Händen zurückkam, fragte ihn Koll: „Nun, wo ist der Göttertrank?“

„Der Wirt gibt keinen mehr.“

„Warum nicht?“

„Ei, er sagt, er könne nichts mehr aufschreiben, Herr Koll.“

„Om, hm! Na, wenn er sich's so merken kann, ist mir's auch recht.“ —

J. W. Müller-Serfurth.

Vermischtes.

Politische Kouplets vor dem Kronprinzen. Bekanntlich war der Variété-Humorist Otto Reuter vom deutschen Kronprinzen ins Potsdamer Marmorpalais befohlen, um die hohen Herrschaften mit seinen politischen Kouplets zu unterhalten. Ueber sein Auftreten macht der Künstler der bekannten Zeitschrift „Der Artist“ Mitteilungen. „Ich kann nur wiederholen,“ so schreibt er, „daß ich mich sehr gefreut habe, dort gesungen und gefallen zu haben. Mein bißchen Befangenheit schwand sogleich, als bei meinem Eintreten in den Marmoraal der Kronprinz sofort auf mich zuging, mir die Hand reichte und mich in liebenswürdigster Weise begrüßte. Die von mir vorher dem Hofmarschallamt eingereichten Kouplets waren mir ausnahmslos genehmigt. Wenn ich den Text auch mit Rücksicht auf die illustre Gesellschaft zuvor ein klein wenig „revidiert“ hatte, so blieb doch genug des Kräftigen und Unwiderstehlichen darin, und es war mir eine besondere Freude, zu beobachten, daß auch die in der Hofsprache nicht gerade üblichen vollständigen Redeweisen und Ausdrücke zündend einschlugen. Daß ich nicht verkehrt wurde und weder in meinen politischen, noch in den übrigen Kouplets über die Grenze des Erlaubten ging, brauche ich wohl kaum hinzuzufügen. Jedenfalls habe ich den Eindruck gewonnen,

daß man auch bei Hofe über einen gesunden, herzhaften Witz gesund und herzlich lachen kann. Und ich glaube, der Hof, der sonst meist nur allzu ängstliche Untertanen gewohnt ist, deren Ehrfurcht eher Furcht genannt werden könnte, ist gar nicht unangenehm überrascht, wenn er Leute vor sich sieht, die, wenn auch selbstverständlich nicht keck und dreist, so aber doch froh und unbefangen vor ihn hintreten und ihr Vieblein vom Stapel lassen. Man soll schließlich die Fürsten nicht fürchten, sondern lieben. Und ich gestehe ganz offen: Obwohl ich nicht aus Byzanz bin, hat mich das lebenswürdige, leutselige Benehmen des Kronprinzenpaares sehr geehrt und erfreut, und ich glaube, daß ich, trotz aller meiner politischen Ein- und Ausfälle, im Grunde das bleiben werde, was ich dem Kronprinzenpaare bereits scherzweise zusicherte, nämlich ein „echter, deutscher Patriot.“

Der Kaiser ist kleiner als die Kaiserin, und wenn man sich Bilder des Kaiserpaares ansieht, wird es einem auffallen, daß die Kaiserin immer sitzend, der Kaiser meistens stehend dargestellt wird. Es soll dies ein ausdrücklicher Wunsch des Kaisers sein. Geradezu unterseht sieht der Zar von Rußland neben seiner Gemahlin aus. Der König von Italien reicht der Königin Helene kaum bis an die Schulter und die Königin von Spanien überragt Alfons 13. um einen halben Kopf. Der gewiß nicht klein zu nennende König von Dänemark wird von seiner außergewöhnlich großen Gemahlin um mehrere Zentimeter übertroffen, und nur zwei europäische Herrscher sind um ein beträchtliches Stück größer als ihre Gattinnen. Es sind die der König von Norwegen und der Fürst von Montenegro.

Die Abschiedsrede. Die „Tägliche Rundschau“ schreibt: Oberst v. M. war kein Freund von langen Reden; wenn er seinen Untergebenen etwas sagen wollte, so sagte er dies in der denkbar kürzesten Form, und Lob sowohl wie Tadel bestand stets nur aus zwei oder drei Worten, mit denen er dann aber jedesmal das Richtige traf. Nachdem der Oberst mehrere Jahre das Regiment befehligt hatte, wurde er mit der Führung einer Brigade beauftragt und er mußte von dem ihm liebgewordenen Regiment scheiden. Er wußte, daß er bei allen seinen Untergebenen sehr beliebt gewesen war, und nahm sich vor, wenn er sich vom Regiment verabschiedete, gegen seine sonstige Gewohnheit einige Worte mehr zu sagen und besonders zum Ausdruck zu bringen, wie gern er an der Spitze des Regiments gestanden habe. Als das Regiment auf dem Kasernenhofe im offenen Viereck aufgestellt war, trat der Oberst in die Mitte, um seine wohlüberlegte Abschiedsrede zu halten: „Gut je...“ begann er — aber weiter kam er nicht, denn wie aus einem Munde rief das ganze Regiment in herzlichem Tone: „Adje, Herr Oberst!“

Die geeignete Persönlichkeit. Auf eine Anzeige, durch die ein im Einrahmungsgehalt gut eingeführter Reisender gesucht wurde, lief u. a., so wird der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben, folgendes Angebot ein: „N. . . . Den 26. April 1908. Seid Verehrter Herr. Bezugnehmend auf ihre verthe anosen (= Annonce) hin, bin ich sofort, und Biede ihnen meine Dienste an, ich habe nämlich ein Selbständiges ähnliches Geschäft gehabt, 25. Jahre lang, in B. . . ., und habe dasselbe an meinen Sohn übergeben, und bin nach N. . . . verzogen zu meiner Tochter, und habe jetzt Zeit hierzu, deshalb würde ich ihre Vertretung übernehmen, und würde für Sie Pflichtgemäß arbeiten“, nachdem ich in Kunden Kreis bekannt bin, und kenne in Bayern, jeden einzählen, und habe selbst, mit diesen Artikel gut ein geführt bin, besonders in Bilder und Rahmen Geschäft würde für Sie bestens arbeiten mit großen Erfolg, deshalb möchte ich Sie bitten mir ihre Vertretung anzuvertrauen, ich würde Sie pflichtgemäß ausüben, auf verlangen könnte ich auch Caution stellen, er u. so, v. mein Bild würde ich ihnen Dan sofort einsenden, im Falle Sie aussieht stellen ihre Vertretung zukommen und würde auch, die Bestimten „festen Bezirk übernehmen, sowie Sie mir dieselben vorschreiben; diese alleinig, zu vertreten; Deshalb bitte ich Sie schöndens mir, eine bescheidene antwort zu kommen zulassen. — Baldmöglichst, ich bin ein rede gewander Geschäftsmann und besonders in diese Brange, ich habe das bilder und Rahmen Geschäft schon 7, 8 Jahre in Nordamerika Selbst geführt, und bin die Englische Sprache vollständig kundig, . . . so gut wie Deutsch, deshalb bitte, unter ihre bedingung Zeichne mit aller Hochachtung . . . Mein Bester Grus einstweilen Für unbekannt. — mein Bild folgt sofort auf verlangen.“ — Auf das Bild ist verzichtet worden.